

SANDRA LÜPKES

Die Schule am Meer

ROMAN

LESE-
PROBE



KINDLER

Eine Insel in bewegten Zeiten

Die Nordsee zeigte sich grau wie Beton,
und wenn die Wellen gegen das Schiff
schlugen, schien sie ebenso unnachgiebig
zu sein. Hier auf Juist konnten Anni und
ihre Mitstreiter eine neue Welt erschaffen.
Wer, wenn nicht sie?

Juist 1925, eine Insel am Rande der Weimarer Republik: Im kargen Dünenal gelegen verspricht die «Schule am Meer» eine hoffnungsvolle Zukunft. Doch kann diese besondere Gemeinschaft überleben, wenn der Rest der Welt auf den Abgrund zusteuert?

Ein Roman über Wagemut und Scheitern, Leidenschaft und Missgunst, Freundschaft und Verrat. Eine große Geschichte – hervorragend recherchiert und packend erzählt.



Ein heftiger Ruck durchfuhr das Schiff, als es gegen die Dalben des Anlegers stieß. Anni hörte die Holzpfähle stöhnen. Durch die salzverkrusteten Bullaugen des Salons waren Matrosen zu erkennen, die raue Seile um die Poller legten, sie festzurten und den Steg an Bord schoben. Das schmale Brett, über das die Passagiere gleich balancieren mussten, war immerhin mit einem Geländer versehen, doch mit hochhackigen Schuhen war es kaum zu bewältigen, denn es regnete und windete ohne Unterlass, der Steg war glatt und schwankte. Anni trug flache Schnürer mit rutschfester Sohle und eine Hose. Das war wenig elegant und hatte ihr schon missbilligende Blicke der Mitreisenden eingebracht, burchikose Frauen waren im mondänen Nordseebad vermutlich eine Seltenheit.

«Renate? Aufwachen.» Anni strich ihrer ältesten Tochter über den Arm. Die Reise war anstrengend gewesen. Gestern Vormittag waren sie in Frankfurt gestartet, am

Nachmittag hatten sie in Köln umsteigen müssen, außerdem lag eine wenig bequeme Nacht im kleinen Gasthaus Neptun in Norddeich hinter ihnen. Dazu die Aufregung, weil früh am nächsten Morgen das Schiff zu der Insel fuhr, auf der sie fortan leben würden. Die Mädchen hatten Anni mit Fragen gelöchert: Wie groß wird unser Kinderzimmer sein? Gibt es auf Juist Tiere? Und wie oft gehen eigentlich Schiffe unter?

Es tat Anni in der Seele weh, Renate wecken zu müssen.

«Wir sind da, Natischatz. Kannst du bitte Ruth mit der Jacke helfen?»

«Warum immer ich?», jammerte Renate und richtete sich bleich und mit zerzaustem Haar auf.

Da wegen des schlechten Wetters kaum ein Mensch freiwillig an Deck ging, war die Luft im Salon schnell verbraucht und vom Qualm zahlreicher Zigaretten geschwängert gewesen. Zudem war es laut, weil alle durcheinanderredeten und einige Gäste den Urlaub mit Bier oder Sekt einläuteten, was für aufgekratzte Stimmung sorgte. Renate hatte dennoch beneidenswert tief und fest geschlafen.

«Na komm!» Anni half ihrer Tochter in die Senkrechte und gab ihr einen Kuss auf die warme Wange.

«Und warum muss Eva sich nie um Ruth kümmern?»

«Sie ist erst sechs. Außerdem ist ihr schlecht.» Tatsächlich war Eva nach wie vor ganz grün im Gesicht. Das sensible Kind hatte einen launischen Magen, und im Seegatt zwischen Juist und Norderney schaukelte es bei Windstärke fünf ganz ordentlich. Bei der Sekt-und-Bier-Fraktion hatte das für Heiterkeit gesorgt, bei Eva für Brechreiz. Eine halbe Ewigkeit mussten sie die Bordtoilette okkupieren, und zwischen den Würgeattacken hatte die kleine Eva traurig gefragt, warum denn das Meer so böse sei, so wild und überhaupt nicht blau.

Sie hatte nicht unrecht. Sie alle kannten nur den sommerlich glitzernden Lago Maggiore, an dem die Kinder gemeinsam mit der Großmutter wunderbare Ferientage verlebt hatten, in einem schneeweißen Hotel mit federweichen Betten, türkisfarbenem Schwimmbecken und einem Pagen, der ihnen Limonade servierte. Die Nordsee zeigte sich hingegen grau wie Beton, und wenn die Wellen gegen das Schiff schlugen, schien sie auch genauso hart und unnachgiebig zu sein.

«Nun aber aufstehen, Kinder. Großmutter ist längst draußen an Deck und kümmert sich um das Gepäck. Wir wollen doch zu unserer neuen Schule.»

Vier Koffer hatten sie dabei, in denen gerade das Aller-

nötigste steckte: Sommerkleider, Wäsche, Spielsachen, dann noch ein paar Jacken, Socken und Mützen, schließlich war es an der Nordsee stets ein paar Grad kälter. Dafür, dass dies ein kompletter Umzug war, fiel das Gepäck spartanisch aus.

Paul war schon seit März auf Juist; er hatte dafür gesorgt, dass die Möbel in Wickersdorf abgeholt und zur Insel gebracht worden waren: der heißgeliebte Samowar, der alte Kirschbaumsekretär, die Truhe von Onkel Salomon, das schlichte Bücherregal, das Paul im Werkunterricht mit den Wickersdorfer Schülern gezimmert hatte, sogar Annis Cello. Alles habe inzwischen seinen Platz gefunden, und es sehe recht hübsch aus, hatte er am Telefon versichert, doch Anni blieb skeptisch. Sie schob ihrer Tochter den Wollpullover über den Kopf. «Wir haben es gleich geschafft.» Sie zeigte aus dem kreisrunden Fenster. «Schau, da gehen schon die Ersten von Bord. Wir müssen nur noch in das Züglein steigen ...»

«Ich will nicht schon wieder Zug fahren!», beschwerte sich Renate und stampfte mit dem Fuß auf.

«Es ist ein ganz besonderer Zug. Eine Inselbahn. Sie fährt über das Wasser, weil das Schiff im flachen Watt nicht nahe genug ans Ufer gelangt. Also tuckern wir den Rest der Strecke über einen hölzernen Damm bis

zum Bahnhof. Dort wartet euer Vater, der freut sich riesig, seine Mädchen endlich wieder in die Arme zu schließen.» Und mich, fügte Anni in Gedanken hinzu. So lange waren sie noch nie voneinander getrennt gewesen, abgesehen vom Krieg, aber das war eine andere Geschichte.

Das Umsteigen in die Inselbahn verlief ohne Probleme, und eine Viertelstunde später kroch der kleine Zug auf einer Pfahlbrücke in Richtung Insel. Hier war es nicht ganz so eng. Anni hatte sogar eine Bank für sich, während die Mädchen zu dritt die Großmutter belagerten und sich an den Scheiben die Nasen platt drückten. Wenn man aus den Fenstern sah, glaubte man, über Wasser zu fahren, die Wellen klatschten gegen die Schienen und spritzten bis zu ihnen herauf. Die Mädchen fanden das lustig und kicherten die ganze Fahrt hindurch, und weder Anni noch Philippine Hochschild ermahnten sie deswegen.

Manchmal ertappte Anni sich bei der Sorge, ihren Kindern zu viel zuzumuten. Einen geregelten Alltag, wie Gleichaltrige ihn genossen, etwas Privatsphäre und Wohlstand – all das wurde Renate, Eva und Ruth vorenthalten. Doch das, was Paul und Anni ihnen ermöglichten, war ungleich größer, oder nicht? Sie durften

aufwachsen in einer Gemeinschaft, in der jedem Menschen, gleich welchem Elternhaus er entstammte, gleich ob Junge oder Mädchen, ob begabt oder förderbedürftig – in der jedem ermöglicht wurde, die Welt um sich herum mit allen Sinnen zu erkunden. Nah an der Natur, an der Kunst, an der Musik. Um dann, auf dem Weg ins Erwachsenenalter, sich selbst und die eigene Rolle in dieser Gemeinschaft zu entdecken.

Die Insel, der sie sich Meter um Meter näherten, wirkte karger und kleiner, als Paul sie geschildert hatte. Ein paar Häuser kauerten im Inseldorf, ein Kirchturm erhob sich über die roten Dächer, und auf der höchsten Düne stand ein weißer Prachtbau, wahrscheinlich das Kurhaus.

Die Bahn folgte einer Kurve, die Schienen lagen jetzt auf festem Boden. Kurz vor dem kleinen Deich, der das Inseldorf vor Sturmfluten schützte, erblickte Anni den ersten Menschen: einen einsamen Mann, der seinen Dackel auf der Wattwiese Gassi führte. Ihre Blicke trafen sich im Vorbeifahren, der Mann nickte kurz. Nur wenige Meter weiter wurde es belebter, fröhliche Urlauber winkten ihnen zu – einige von ihnen mit schneeweißen Bettlaken, die sich im Wind verhedderten, weil der Stoff regenfeucht und unhandlich war, was im Zug für Gelächter sorgte. Das Ganze schien irgendein Ritual zu

sein. Die Lokomotive verkündete pfeifend ihre baldige Ankunft.

Sehr liebenswert fand Anni das Ganze bis jetzt und lehnte sich das erste Mal seit ihrer Abfahrt in Frankfurt entspannt zurück. Es würde eine gute Zeit werden, sagte sie sich. Paul und sie wussten, was sie taten. Außerdem hatten sie sich mit Freunden und vertrauten Kollegen zusammengetan, was sollte da schiefgehen? Die Katastrophe lag doch bereits hinter ihnen. Sogar einige Schüler aus Wickersdorf waren mitgezogen, das stimmte optimistisch. Anni schloss die Augen. Ja, Wickersdorf gehörte endgültig der Vergangenheit an, die Auseinandersetzungen waren größtenteils ad acta gelegt, und zu kündigen hatte sich für sie alle als die richtige Entscheidung erwiesen. Hier auf Juist konnten sie eine neue Welt erschaffen. Konnten ihre gemeinsame Vision von einer Schule ohne Angst verwirklichen. Wer, wenn nicht sie?



Die Kuhle unter dem Sanddornbusch ist genau richtig. Könnte von einem Hund stammen, vielleicht hat der Korff auf der Jagd nach einem wilden Kaninchen tüchtig gebuddelt. Das perfekte Versteck. Sein Ausweg.

Moskito schaut sich verstohlen um und verlässt den Trampelpfad, biegt links in die Dünen, duckt sich weg und kriecht auf dem Bauch in die Lücke zwischen Gestrüpp und regennassem Sand. Sie ist gerade groß genug. Die Dornen streifen über seinen Rücken, doch er trägt ein Hemd aus fester Baumwolle, das ihn vor Kratzern bewahrt.

Drinnen ist es fast wie in einem Zelt, das vor Regen schützt. Und vor Blicken. Moskito lehnt sich an den Stamm. Der Sanddorn ist dicht gewachsen, die schmalen Blätter sind auf der einen Seite grün, auf der anderen silbern, unreife Beeren sitzen wie Perlen eng am Holz. Angeblich schmecken sie bitter, selbst Ende August, wenn sie reif und orange sind. Fräulein Kea will Marmelade daraus kochen, hat sie gesagt, weil Sanddorn so gesund ist. Moskito freut sich darauf, die Marmeladen von Fräulein Kea schmecken köstlich. Und sie helfen gegen Heimweh. Sein Herz klopft. Halb so laut wie die Brandung unten am Strand, aber im selben Takt wie die Wellen, die heute besonders hoch und wild sind. Plötzlich Hundegebell und die ersten Schreie. Es ist jeden Morgen dasselbe. Man zieht sich aus bis auf die Badesachen und rennt los, nimmt den kürzesten Weg über den Strand und sprintet ins Meer. Wenn es regnet und der Wind so

weht wie heute, ist es besonders schlimm. Die meisten machen einfach einen Satz ins Wasser und tauchen unter, um es hinter sich zu haben. Jeden Morgen einmal mit dem Kopf in der Nordsee, von April bis Oktober, das ist der Alltag in der Schule am Meer, die Moskito seit nunmehr sechs Wochen besucht. Besuchen muss. Die Lehrer nennen es «Mystisches Tauchbad», angeblich härtet es Körper und Geist ab. Hier zeigt sich, sagen die alle, wer mutig ist und wer nicht. Und Maximilian Mücke, genannt Moskito, der vor zehn Jahren in Bolivien geboren wurde und dessen Eltern noch immer dort leben, war heute mutig, weil er sich nämlich das erste Mal gegen dieses blöde Ritual gewehrt hat.

Ob dieser Mut ausreicht, um endlich bei den Bären aufgenommen zu werden? Die sind abenteuerlustig, unbeugsam und kampferprobt. Jeder, der hier an der Schule ist, muss sich irgendwann für eine Kameradschaft entscheiden, weil diese so etwas wie seine neue Familie ist. Eigentlich gibt es derzeit nichts, was er sich inniger wünscht. Abgesehen von ... aber nein, bis zum Abitur muss er bleiben. Neun lange Jahre. Das haben seine Eltern so entschieden.

«Ach, hier bist du.» Zwischen den Ästen taucht Volkmar's Blondschof auf. «Glaub bloß nicht, dass du

der Erste bist, der sich hier rein verkrümelt. Das Versteck kennt jeder, sogar die Mädchen.»

«Bitte verpetz mich nicht.»

«Quatsch.» Volkmar reicht ihm die Hand. «Komm, ich helfe dir.»

Moskito duckt sich und wird von Volkmar nach draußen gezogen. Sein Freund und Zimmerkamerad steht bereits in Badehose da. «Moskito, du Idiot. Kannst du dir doch denken, dass das nicht gutgeht. Schon Walter ist damit aufgefliegen, vorletzte Woche, und da waren wir viermal so viele beim Tauchbad, weil noch keine Ferien waren.»

Moskito streckt den Rücken durch. «Aber Walter ist gar nicht erst mitgekommen, sondern einfach im Bett liegen geblieben. Ich bin schlauer. Ich hätte mich später einfach wieder dazugemogelt, und niemand hätte was gemerkt.»

Volkmar tippt sich an die Stirn. «Die Wahrheit kommt immer raus. Walter hat etwas von Halsschmerzen gefaselt. Da hat ihn Lu zu Frau Hafner in die Krankenstation geschickt. Und was war? Nichts da mit Halsschmerzen! Walter durfte am Nachmittag trotz Dauerregens die Grassoden im Hof verteilen. Ungefähr zwei Millionen Stück!»

Moskito stöhnt.

«Na komm, dann lieber Tauchbad bei sechzehn Grad kaltem Wasser und schneidendem Westwind.» Volkmar klopft ihm grinsend auf die Schulter. «Stimmt's?»

«Meinetwegen.» Moskito ist einen Kopf kleiner als Volkmar. Aber neulich, als beide gewogen wurden, brachten sie trotzdem dasselbe Gewicht auf die Waage. Wahrscheinlich tuscheln die Mädchen, kichern hinter vorgehaltener Hand und machen Sprüche wie: «So ein fetter Moskito! Wie soll der denn überhaupt fliegen?»

Volkmar wird ungeduldig. «Na los! Wenn du dich jetzt todesmutig und ohne eine Miene zu verziehen in die Nordsee stürzt, wird Lu kein Drama draus machen. Beim ersten Mal drückt er immer ein Auge zu. Und ein zweites Mal wird es nicht geben.»

Volkmar rennt los. Moskito hinterher. Es ist anstrengend, durch die Dünen zu laufen, der weiche Sand bremst jeden Schritt, und Moskito hustet, weil ihm die Luft knapp wird, noch bevor er auf dem letzten Hügel ist. Oben angekommen, sieht er die anderen. Die Lehrer kommen gerade wieder an Land, gemeinsam mit ihren Frauen und Kindern, und lachen laut. Alle nehmen am Ritual teil. Nur Paul hat sich heute offiziell abgemeldet, weil er seine Familie vom Bahnhof abholt.

Fräulein Kea schwimmt richtig schnell bis zur hinteren Sandbank. Sie kommt von der Insel, deswegen können ihr Kälte und Wellengang nichts anhaben. Die Mädchen, es sind nur drei, Marje, Greta und Rahel, rubbeln sich bereits gegenseitig ab, prusten und kichern.

Als Moskito sich der Wasserkante nähert, piksen die Muschelschalen unter den Fußsohlen. Die Jungs warten in der Brandung auf ihn, treten von einem Bein auf das andere, um sich warm zu halten. Theo, Hubert und Gregor. «Da bist du ja endlich. Uns sind schon die Zehen abgefroren!»

Es gibt kein Zurück. Also zieht Moskito sich im Laufen das Hemd über den Kopf, es ist etwas eng, und ein Knopf springt ab, der wird sich zwischen den Muscheln niemals wiederfinden. Moskito steigt aus den Hosenbeinen, verfängt sich nicht, zum Glück, das hätte noch gefehlt, sich vor aller Augen langzumachen.

«He, Moskito, hast du nicht tausendmal gesagt, du willst einer von den Bären sein?» Volkmar nimmt seine rechte Hand, Gregor die linke. Auch Hubert und Theo fassen sich an, gemeinsam bilden sie eine Kette und rennen los. Ja, Moskito will zu dieser Gruppe gehören, Teil ihrer Kameradschaft werden.

Das Wasser schäumt zu ihren Füßen. Die ersten Trop-

fen landen auf seiner Brust. Dann ist er drin. Wasser im Ohr, im Mund, in den Augen. Moskito taucht unter. Hat's geschafft. Jetzt fängt der Tag richtig an.



Es war ein *Es*. Keineswegs lupenrein, vielmehr hing es in der Mitte durch wie die Matratze in seiner Frühstückspension und erinnerte Eduard schmerzlich an das vergeigte Konzert im April, als das Cello im zweiten Teil knapp unter den anderen spielte und ihn beinahe in den Wahnsinn getrieben hatte. Stoisch hatte er die Sinfonie durchdirigieren müssen, während er sich die ganze Zeit fragte, ob der Cellist wohl taub auf beiden Ohren gewesen war, als er das Instrument gestimmt hatte. Eduard mochte nicht weiter daran denken, schließlich hatte er Urlaub und war geflohen vor den vielen falschen Tönen in Frankfurt am Main. Doch nun verfolgte ihn dieses ausgeleierte *Es*, seit er mit Waldi an der Leine den Weg an den Gleisen der Inselbahn entlang eingeschlagen hatte. So, wie andere Menschen einen Schnupfen bekamen, fing er sich ständig Töne ein. Schrille und weiche, laute oder leise, sie setzten sich ungefragt in sein Ohr und begleiteten ihn, ob er nun wollte oder nicht.

Waldi kläffte. Eduard löste die Leine und warf das Stöckchen ein Stück weiter in die Richtung, in die er gehen wollte. Gen Westen. Dort sollte es nach ungefähr drei Kilometern noch einen Ort geben, das sogenannte Loog, wesentlich kleiner und ruhiger als das Inseldorf.

Das Es surrte jetzt lauter als zuvor über seinem Scheitel. Er schaute nach oben, prompt legten sich Regentropfen auf seine Brille. Eduard nahm das Gestell ab, wischte mit dem Taschentuch die Gläser trocken, und als er danach hindurchblickte, verstand er endlich, woher das hohe Es kam. Dort verlief ein Stromkabel, offensichtlich neu gespannt, denn das Kupfer, das an den Verteilerdosen blank lag, glänzte noch. Die dünne Schnur reichte von Mast zu Mast, den ganzen Weg bis ins Loog. Und ebendieses Kabel sang. Das machte Eduard neugierig. «Los, Waldi, weiter!»

Eduard hatte über dem Wetter fast vergessen, dass Sommerferien waren. Entsprechend verlassen standen die Schulgebäude im matschigen Dünental. Es hätte ein erbärmlicher Anblick sein können, denn die Häuser – oder sollte man eher Baracken sagen – wirkten spartanisch. Drei Gebäude, eins aus Stein und zwei aus Holz, die etwas phantasielos, aber praktisch im rechten Winkel zueinander standen und deren Hof durch Pflaster- und

Gartenarbeiten verschönert werden sollte. Doch es gab Indizien, die Eduard sofort verrietten, dass dies kein trauriger Ort sein konnte.

Zum einen der Fahnenmast in der Mitte des Hofes, an dem kunterbunte Wimpel im Wind flatterten. Überall in der Republik beflaggte man entweder in Schwarz-Weiß-Rot oder Schwarz-Rot-Gold, so richtig nachvollziehen konnte diese Flaggenpolitik niemand. Statt des landesweit üblichen Adlers sah man hier allerdings fröhliche Bären, herumtollende Wölfe, Nixen und schwimmende Pinguine. Was würde der frisch gewählte Reichspräsident wohl davon halten?

Der zweite Grund, der überall auf der Welt und bei jedem Wetter die Sonne scheinen ließ, war das Klavierspiel, das Eduard vernahm. Es drang aus dem offen stehenden Fenster des zweigeschossigen Gebäudes, welches dem Fußweg am nächsten stand. Kein Chopin und kein Mozart, sondern der gute alte Flohwalzer, der ja genau genommen noch nicht einmal ein Walzer, sondern eine Polka war, noch dazu holperig und fehlerhaft auf die Tasten gezwungen.

Im Konservatorium würde sich das niemand trauen. Selbst die allerjüngsten Schüler, die von ihren Eltern in die Klavierstunde geschleppt wurden, spielten in ihrem

Übermut höchstens mal *Für Elise* im Prestissimo. Aber garantiert schon nach den ersten Takten kam ein genervter Lehrer herein und schimpfte: «Wir sind hier nicht auf dem Jahrmarkt!»

Ja, warum denn eigentlich nicht?, dachte Eduard. Warum durfte die Musik kein Jahrmarkt sein, mit Riesenrad-Symphonien, Zuckerwatte-Sonaten und Schießbuden-Tusch?

Ein dicker Regentropfen platschte auf Eduards Handrücken, und gleich darauf landete einer im Hemdkragen, schließlich ging es richtig los.

Mit schnellen Schritten rannte Eduard durch die Pfützen auf die Tür des Schulhauses zu.

Eduard schaute sich um. Er war wohl im Speisesaal der Schule gelandet. Die dunkle Holzvertäfelung an Wänden und Decke sowie behelfsmäßig aufgehängte Baumwollvorhänge verliehen dem Raum die Atmosphäre einer gemütlichen Gaststube, in deren Mitte ein schlichter, recht kleiner Flügel stand. Der Deckel war hochgeklappt, und auf dem Notenständer wartete eine Partitur darauf, gespielt zu werden. Das war auf keinen Fall der Flohwalzer, die Melodiebögen ließen eher auf Brahms schließen. Die Tische waren mit weißen Tüchern bedeckt, und auf jedem stand eine Vase mit Wildblumen. Nur

ein Tisch war freigeräumt, auf dem stand ein kleiner, untersetzter Mann mit schräg sitzender Baskenmütze, reckte sich in die Höhe und fummelte konzentriert an der Deckenlampe herum, vermutlich der Hausmeister. Er hatte einen Schraubenzieher zwischen die Zähne geklemmt.

«Entschuldigen Sie, dass ich hier so hereinplatze ...»

Der Mann nahm den Lampenschirm ab und reichte ihn Eduard. «Halten Sie mal», nusichelte er, dann nahm er das Werkzeug aus dem Mund. «Selbst entworfen. Von unseren Schülern.»

Der Lampenschirm war würfelförmig, mit Milchglas zwischen hölzernen Streben, die im selben dunklen Farbton lasiert waren wie der Rest des Speisesaals.

Eduard bekam nun auch den Schraubenzieher gereicht.

Der Hausmeister mühte sich mit der Aufhängung ab. Er ächzte, als er den Befestigungshaken in die Deckenverkleidung drehte. «Drei Abende haben wir diskutiert, welche Lampen es werden sollen. Und glauben Sie mir, die Argumente waren weit blumiger als das Endergebnis hier.»

«Das Modell ist zeitlos.» Eduard gab sich diplomatisch.

«Den Schraubenzieher, bitte», der Hausmeister streck-

te die Hand auffordernd aus, als sei er ein Chirurg bei der Arbeit.

Eduard, die OP-Schwester, reichte das gewünschte Werkzeug an. Drei oder vier angestrenzte Atemzüge später hing die Lampe. «Ein Testlauf. Wir haben nämlich erst seit gestern Elektrizität», klärte ihn der Hausmeister auf.

«Ich habe das neue Stromkabel gesehen.» Und gehört, dachte Eduard und ging zu dem Instrument. Seine Hand streichelte das schwarz lackierte Holz des Ibach-Flügels. Er hatte sich nicht getäuscht, die Partitur auf dem Notenständer entpuppte sich tatsächlich als ein Stück von Brahms. Eine der *Sieben Fantasien*.

Der Hausmeister kletterte vom Tisch. Er hatte etwas Gewitztes im Blick, kleine, neugierige Augen, eine kräftige Nase und den leichten Ansatz eines Doppelkinns. Er mochte zehn Jahre älter sein als Eduard, also Mitte vierzig. Die Baskenmütze trug er wohl, weil das Haar darunter nicht mehr allzu üppig wuchs.

Nun schaute der Hausmeister Eduard das erste Mal richtig an. «Haben Sie Ahnung von Musik?»

«Ja, ein wenig.» Eduard ging auf den Mann zu und reichte ihm die Hand. «Zuckmayer. Eduard Zuckmayer.»

«Zuckmayer?», fragte der Hausmeister nachdenklich. «Dann spielen Sie doch mal was vor.»

Eduard ließ sich nicht zweimal bitten. In Frankfurt musste er spielen, hier *durfte* er. Schon deshalb verspürte er seit langem das erste Mal wieder große Lust darauf. Außerdem mochte er die *Sieben Fantasien*. Kurz schloss er die Augen und legte die Finger auf die Tasten, genoss die Berührung des Elfenbeins, das sich nie kalt anfühlte, nie wie ein Gegenstand, und dem Eduard stets größte Behutsamkeit entgegenbrachte. Nicht hämmern und kämpfen, sondern die Finger einfach das tun lassen, was der Komponist sich für sie hatte einfallen lassen.

Der Hausmeister ließ sich schwer auf einen der Stühle fallen und starrte Eduard an.

«Eigentlich dachte Brahms, er habe das Feld der Musik abgegrast und es gäbe keine Harmonie, die er nicht schon zu Papier gebracht hatte. Doch dann schuf er dieses Werk, fast wie ein Schriftsteller, der eine Autobiographie schreibt. Das vierte Stück zum Beispiel ...» Eduard spielte die ersten Töne, langsam und unaufgeregt, die Akustik war leider miserabel. «Es hat fast keine Dynamik, wirkt sehr zurückgenommen. Vielleicht erinnert Brahms hier an die unerfüllte Liebe zu Clara Schumann.»

Der Hausmeister beugte sich vor.

«Vielleicht verständlich», fuhr Eduard fort, «wenn man weiß, dass Clara vierzehn Jahre älter war. Damals

sind die beiden übereingekommen, alle Briefe, die ihre innige Beziehung belegten, zu vernichten. Brahms hielt sich daran. Und hören Sie?» Eduard war nun am Ende des Mittelteils angekommen und verharrte im Spiel. «Man hätte hier prächtige Dur- oder Mollakkorde einbauen können.» Jetzt erst glitten seine Finger wieder über die Tasten. «Brahms zügelt sich ... Er ist übrigens zeit seines Lebens unverheiratet geblieben.»

Die letzten Töne verklangen. Eduard lehnte sich auf dem Klavierhocker zurück und schaute den Hausmeister an.

«Sie sind tatsächlich Eduard Zuckmayer.» Der kleine Mann stand auf und deutete eine Verbeugung an. «Luserke, Martin. Lu genannt. Schulleiter. Und übrigens, wir suchen dringend einen engagierten Musiklehrer.»



© Sarah Koska

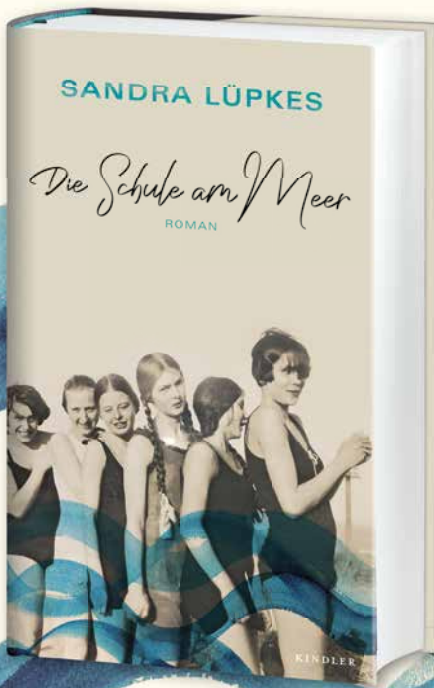
SANDRA LÜPKES

ist Autorin zahlreicher Romane, Sachbücher, Drehbücher und Erzählungen. Mit «Die Schule am Meer» hat sie einen groß angelegten Gesellschaftsroman geschrieben über ein reformpädagogisches Internat auf Juist. Die ausgiebigen Recherchen zu den historischen Begebenheiten und realen Personen im Umfeld der Schule führten sie ins Tessin, nach Berlin und natürlich auch nach Juist, wo sie aufgewachsen ist und lange Jahre gelebt hat.



Salz in der Luft

... und den Kopf voller Träume.



576 Seiten
22,00 € (D)
22,70 € (A)

KINDLER
rowohlt.de/luepkes